

(Nachdruck verboten.)

107

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Die Hauptmännin hielt sich die Lorgnette vor die Augen, dann faßte sie sich ein Herz: „Entschuldigen Sie, Frau Reschke, das scheint mir doch viel eher das Mädchen zu sein, von dem unser Bursche mir gesprochen hat. Suchen Sie nicht auch Stellung?“ wandte sie sich an Berta.

„Sawohl, gnädige Frau!“ Berta hatte ein kindliches, offenes Lächeln, das sofort für sie einnahm.

„Verstehen Sie Küche und Hausarbeit?“

„Ich hab meiner Mutter den Haushalt geführt, wer hatten sehr viel zu tun. Ich habe alles alleine gemacht, de Mutter brauchte sich um nisch zu kümmern.“

Frau Reschke war ganz starr — die wußte sich aber anzubringen! Eine leise Bemunderung stieg in ihr auf, zugleich aber auch ein tüchtiger Mergel, daß das dreiste Ding ihre Hilfe gar nicht zu gebrauchen schien! „Berta“, sagte sie scharf, „die inäd'je Frau Hauptmann von Salbern will unsre Mine mieten.“

„Ach, ich weiß doch nicht — ich möchte doch lieber nicht“, sagte die junge Frau zögernd und betrachtete unentschlossen Mine, die mit ihren linksichen Manieren und der verdrossenen Miene gewaltig gegen Berta abstach.

Von Salbern — Hauptmann von Salbern! Das war was Feines; Bertas Lächeln wurde immer gewinnender.

„Diese ist so freundlich“, sagte Frau von Salbern, gleichsam entschuldigend zur Reschke. „Ich habe so gern freundliche Leute um mich; es ist auch so gut für die Kinder.“ Und dann mit einer plötzlichen Entschlossenheit zu Berta: „Ich gebe Ihnen sechzig Taler.“

Die Reschke wurde dunkelrot. Mit Mühe nur behielt sie Niederton und Wiedermiene bei. Noch schöner! Die Miene, die so schwer zu vermieten war — nicht mal die Hauptmannsche wollte sie! — blieb ihr auf dem Hals, und der Kader da brachte sich gleich selber an! Aber sie gönnte es der Kleinen Kröte, wenn sie auf den hungerleidigen Haushalt reinfiel. Und so bestärkte sie in geheimer Schadenfreude die junge Frau eifrig in ihrer günstigen Meinung über Berta.

Nur der Lohn schien noch ein Hindernis. Berta verlangte in aller Bescheidenheit siebzig Taler und ließ einfließen, daß der Destillateur drüben ihr eben das gleiche geboten, und die Kaufmannsrau, an der anderen Ecke der Kirchbachstraße, sogar noch fünf Taler mehr.

Frau Reschke zitterte vor verhaltener Wut — die Wandel also nicht bloß, daß sie einem die Kunden wegknabpten, auch den Nebenverdienst, durch den mal ein paar Mark erübrigte, ruinierten sie einem. Der Polizei mußte man's anzeigen, so'ne Gemeinheit! Einem die Mädchen hinterrücks wegzumieten!

Aber jetzt wollte sie zu ihrem Gelde kommen. So schwandronierte sie denn los: „Sehen Sie siebzig, inäd'je Frau, Sie finden kein Mädchen, det mehr for Ihnen pakte. Ja, die Berta, det is en Mädchen, wie aus de Lade genommen! Un so siz — ne, einfach trohartig! Berta, haben Sie'n Klüde, bei so'ne Herrschaft! Da kommen immer die Mädchens jelaufen: „Noch keene Aussicht bei die Frau Hauptmann anzukommen?“ Aber von den'n würde ik Ihnen ja jar keene rekommandieren, inäd'je Frau! I wo, man sieht doch, wen man vor sich hat; det jinge mir jeient Gewissen. „Manu“, sag ik immer zu die Mädchens, „ihr wollt über de Herrschaft klagen? Schämt euch.“ Is det ne Manier, sich so ufzuplundern? Bonnis gebrannt, alle vierzehn Tage us'n Ball? Un en großes Maul haben, und faul bei de Arbeit. Un Anspprüche — da is das Ende von weg!“

„Ach ja“, seufzte die junge Frau, „ich hab auch schon böse Erfahrungen gemacht.“

„Na, wie war's denn mit die Mathilde?“ forschte die Reschke neugierig.

„Die ist eine sehr ordentliche Person. Ich hätte ihr sicher nicht gekündigt; aber sie heiratet ja.“

„Sieh eener den Kader an!“ Frau Reschke schlug schallend die Hände zusammen. „Die un heiraten! Kee, inäd'je Frau, det Sie so wat jlauben! Vermieten will se sich anderstwo. Siebzig Taler, davor dient se nich mehr; hundert will se haben. Un denn vier Treppen! I du meine Jüte, Belletasche muß es sind und in'n Tiergartenviertel! Die Buchten kennt man schon!“

Frau Reschke hatte sich in Eifer geschwagt; sie unterbrach den Fluß ihrer Rede nicht eher, als bis Frau von Salbern, ganz klein gemacht durch die Niedertracht ihrer Mathilde, Berta siebzig Taler zusagte.

Als die Dame gegangen war, fing Mine, die bis dahin in mürrischem Schweigen in einer Ecke gestanden hatte, an zu weinen. Alles, was sich an diesem Tage von Mergel und Erbitterung in ihr aufgespeichert hatte, floß in diesen Tränen zutage; Heimweh war auch dabei. Sie machte der Tante Vorwürfe in einer groben Art, so daß diese, über so viel Undankbarkeit ganz entriistet, etwas von „ungehobelte Bauern-dirne“ schrie, für die sie keinen Finger mehr rühren würde, und beleidigt die Glastür hinter sich zuschmetterte.

Im dunklen Laden hockte Mine auf der umgestülpten Tonne und hielt sich die Hände vor die Augen. Berta stand vor ihr; der letzte Schimmer von Licht, der in den Keller fiel, weilte auf ihrem lieblichen Gesicht.

„Weene nich, Mine“, sagte sie schmeichelnd und strich der Schützenden übers Haar. „Daß de der darum so hast! Daß doch den alten Drachen! Weekte, ich haa 'ne sehr scheene, 'ne sehr gutte Stelle for Dir, drüben beim Herrn im Restorant!“

„Siebzig Taler, sagste, gibt der?“ Mine hörte auf zu weinen.

„Ne!“ Berta lachte hell. „Wo denkste hin?! Das war nur so zu der Dame gesagt. Aber vierzig wird er der schon geben. Geh doch mal rüber bei ihn!“

„Geh Du mit“, bat Mine und faßte ihre Hand.

„Na, denn komm!“ Berta wollte sie emporziehen, aber, wie sich besinnend, schrie Mine: „Jeses, all die Wäsch! Die muß ich erscht fertig machen!“

Berta sah ihr kopfschüttelnd nach, wie sie durch das nun vollends hereingebrochene Dunkel nach der Küche rannte. Ein mitleidig geringschäkiges Lächeln spielte um ihren hübschen Mund.

6.

Alle Abend nach neun war großer Kongreß in dem von Gerungen, Zwiebeln und faulenden Obst durchdufteten, nach Moder und Schimmel riechenden Raum.

Da hockten sie schwabend auf Tonnen und Körben; funkten hier ihre Finger hinein und da, kosteten dieses und jenes, musterten gegenseitig die Kleider und die Frisuren, prahlten und strichen sich heraus. Da wurde die Herrschaft durchgehelt wie Flachs, den man durch die scharfen Zähne der Sechel zieht. Die eine Herrschaft war zu streng, die andere zu nachsichtig; die zu schlumpig, jene zu geizig, jene zu genäsig — für drinnen auf den Tisch nichts gut genug, für die Dienstboten draußen alles zu teuer. Jene Madam war ein Bankteufel und der Herr ein Esel; die zweite Madam zu vursüchtig, die dritte scheinheilig, die vierte dämlich, die fünfte vergnügungstoll, die sechste hatte einen Liebhaber und der Ehemann belästigte die Dienstmagd. So ging es fort ins unendliche.

Sie konnten gar kein Ende finden. Ein immerwährender Reid behte in all diesen Herzen unterm Wädelleid; ein dumpfer, unbewußter, aber unauslöschlicher Groll hatte sich da eingenistet. Immer dienen, dienen! Immer gehorchen, wenn die befehlen; nur alle vierzehn Tage einmal sein freier Herr sein dürfen, unkontrolliert genießen können, wie jene alle Tage genossen!

Das waren Gluten, die da unten im dunklen Keller glimmten. Sie schwelten langsam in gefährlicher Stetigkeit, nur ab und zu fauchte ein Windstoß hinein, dann loderten Flammen auf und setzten neue Stellen in Brand.

Die Mägd schrien alle auf in heller Entrüstung, wenn eine von ihnen eine besonders fürchtbare Geschichte zum besten gab. Wie konnte man sich so etwas bieten lassen! Wegen einer angebrannten Suppel! Ein ohrenbetäubender Lärm

entstand, ein Gezeter und Geschnatter, ein wildes Durcheinander von klagenden, höhnernden und drohenden Redensarten, von spottendem Gelächter und zornigen Scheltworten. Dazu drehte sich im Hintergrund, dumpf ratternd und quietschend, die große Rolle, als ginge es ihr gegen den Strich, das Keinen und den Damast der Herrschaften glatt zu walzen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Stadtreise.

Von Hans Laurud.

Jens war jetzt in die Hofen gekommen und blieb mit den Schuhen in der Hand stehen:

Bogdamerwetter, was war das für ein Kerl, der noch dabei gewesen war! Natürlich, es war noch einer hinzugekommen, und sie hatten dann noch Bier miteinander getrunken; — zum Teufel, wer das wohl gewesen war.

Er stellte die Schuhe hin und zog den einen an, hielt aber wieder inne:

Der Fremde und Harstad hatten wohl auch gehandelt — es mußte ein widerpenstiger Burke gewesen sein, denn es dauerte lange, bis sie eintig wurden, daran erinnerte er sich ganz deutlich — jawohl, sie hatten einen Handel geschlossen, den sie mit einem Trunt bekräftigten.

Er fuhr in den anderen Schuh und überlegte weiter.

Um, es schwebte ihm dunkel vor, als ob sie draußen gewesen und gefahren wären — aber wie war er in sein Quartier gekommen; es war doch komisch, daß er sich daran nicht erinnern konnte.

Betrunknen —? Pah, so ein Anjinn! betrunknen! von dem bißchen, was er getrunken hatte.

Aber hatte er eigentlich Blaffen Futter zur Nacht gegeben? Wahrscheinlich, er konnte sich auch darauf nicht besinnen.

Er nahm seine Mütze und trat heraus. Huh, es fröstelte ihn, und das Licht schritt ihm in die Augen.

Ja, da stand ganz richtig seine Ladung fix und fertig — er sah nach, es war alles da; ja, ja, so wollte er Blaffen Futter geben und dann so schnell wie möglich machen, daß er fortkam.

Er nahm einen Sad Heu und trottete nach dem Stand, wo er Blaffen eingestellt hatte. Er blickte nicht auf, bevor er dicht am Ziele war.

Da blieb er stehen und riß Mund und Augen auf. Blaffen war rot geworden.

Er blieb lange auf einem Fleck stehen. Das Pferd, das das Heu im Sade rascheln hörte, wandte den Kopf nach ihm und wickerte.

Nein, wahrhaftig, war das nicht Harstads Kotsfuch!

Er ließ den Sad fallen und kratzte sich hinterm Ohr.

Es war doch nicht möglich, daß er getauscht hatte, daß er es selber war, der mit Haskard gefesselt hatte.

Er dachte lange nach.

Wenn er nur herauskriegen könnte, was das eigentlich für ein Kerl gewesen war, der noch mit dabei war? — Oder war am Ende gar keiner mehr dabei gewesen? — er versank in immer tieferes Nachdenken. Hur, es war doch nicht ganz unmöglich, daß er getauscht hatte.

Ja, ja, er konnte nicht sagen, daß er einen schlechten Tausch gemacht habe —; wenn er sich nur erinnern könnte, ob sie einfach getauscht hatten, oder ob er draufgezahlt hatte.

Um, es würde doch merkwürdig sein, Blaffen nicht mehr zu haben; und was würde Jensine sagen? Sie würde natürlich glauben, was doch schlechterdings nicht wahr war, er hätte den Handel in der Betrunknenheit geschlossen! nein, Harstad war betrunken gewesen!

Um, das Beste würde es doch sein, wenn er den Handel rückgängig machen könnte. — Es war ja möglich, daß Harstad ebenso dachte —? er hatte den Kotsfuch schon lange, und mit seiner Frau sollte nicht zu spassen sein —? die Frauenzimmer wollten überhaupt von solchem Handel auf der Landstraße nichts wissen.

Er sagte einen raschen Entschluß.

Ja, er wollte Harstad in seinem Quartier auffuchen!

Er gab dem Kotsfuch Heu und Wasser, darauf ging er zum Tor hinaus und die Straße hinunter.

Es war noch früh, und nur wenig Leute waren auf der Straße. Da sah er einen Mann in der Ferne daherkommen. Weiß Gott, es war Harstad. Also war der auch schon auf. Er sah ebenfalls recht angegriffen aus. Na ja, das war nicht zu verwundern, so betrunken, wie er gestern gewesen war!

Sie stießen ineinander und blieben stehen. Es war nicht leicht, das rechte Wort zu finden.

Wist Du auch schon auf? — es war Harstad, der den Anfang machte.

Ja, das bin ich.

Daß Du noch etwas vor?

Nein, ich bin ziemlich reisefertig, ich wollte nur ein bißchen auf der Straße herumwummeln. Und Du, hast Du etwas vor?

Nein, eigentlich nicht.

Ihree Mäde trafen sich, aber beide sahen schnell zur Seite.

Du bist wohl auch reisefertig?

Ja, so ziemlich.

Sie schwiegen eine Weile. Dann warf Jens gleichgültig hin: Ich möchte wissen, wo der Fremde logiert?

Was für ein Fremder?

Ah, es war einer, der gestern an mir vorbeifuhr.

So. Ich habe gestern keinen Fremden gesehen.

Nein, wahrscheinlich wohnt er im Hotel.

Wieder eine lange Pause. Darauf sagte Jens:

Du kommst wohl heute abend heim.

Ja, ich denke.

Was sagt Deine Frau, wenn sie sieht, daß Du gehandelt hast. Ich weißt Du, die Weiber sind komisch, aber es ist ja der schlechteste Handel nicht, den ich diesmal gemacht habe.

Jens schielte zu ihm herüber und sagte vorsichtig:

Nein, Du weißt, es ist das Draufgeld, worauf es ankommt.

Draufgeld? Ich habe nicht versprochen, etwas draufzugeben

— darauf bist Du eingegangen.

Nein, wenn, das sage ich auch nicht. Verzeihst Du den Tausch vielleicht?

O nein, das kann ich nicht sagen. Und du?

O nein, aber es macht ja nichts aus, wir sind ja alte Kameraden. Du sollst rücktauschen dürfen, wenn Du einen Dopper gibst.

Jetzt wurde Harstad aufmerksam:

Nein, ich finde, das läme Dir zu!

Findest Du?

Ja, das finde ich wirklich.

Na, meinetwegen. Es ist fast hier auf der Straße, und eben macht Madame Svanstad auf.

Es war ihnen beiden so leicht ums Herz, als sie in Madame Svanstads Höhle krochen.

Jens hatte bereits wieder einen Keinen Spitz, als er sich zu vorgerückter Vormittagsstunde in Opstads Laden einfand, um sich die Reiseflasche füllen zu lassen.

Opstad stand in der Tür zum Kontor. Als die Flasche gefüllt war, blieb Jens noch ein Weilchen stehen.

Ja, da muß ich wohl sein, daß ich fortkomme.

Willst Du schon fort?

Ja, das will ich. Lebwohl denn und schönen Dank.

Komm herein und trink noch einen Schnaps, ehe Du reist.

Ah danke, ich sollte es wohl lieber nicht.

Er ging mit ins Kontor und bekam seinen Schnaps.

In der Tür blieb er unerschlossen stehen.

Ich werde doch nichts vergessen haben? Also Lebwohl!

Lebwohl, glückliche Reise!

Er ging.

Nach kurzer Zeit stand er wieder im Laden:

Donnerwetter, es ist wahr, ich wollte ein hübsches Seidentuch für Jensine haben.

Opstad war ganz besonders zuvorkommend. Er kam selber in den Laden und half ihm auswählen.

Als er fertig war, zögerte er wieder ein bißchen.

Wißt Du nicht auch auf diesen Handel einen Schnaps nehmen?

Wenn es nur nicht zuviel wird.

Ah wo, wenn Du den ganzen Tag unterwegs bist —!

Er trank den Schnaps, und jetzt dauerte es noch länger, ehe er fortkam. Als er Adieu gesagt und man ihm glückliche Reise gewünscht hatte, stand er noch eine Weile da, als ob er auf etwas wartete; doch plötzlich bekam er Eile:

Ja, jetzt muß ich aber aufspannen.

Er ging in den Hof hinaus; es brauchte lange Zeit, bis er Blaffen vorgespannt hatte.

Als dies geschehen war, eilte er wieder in den Laden. Opstad beobachtete ihn vom Kontor aus durch den Lirspall.

Donnerwetter, ich muß ja noch für sechs Schilling Pfeffermünze für Jensine haben.

Er erhielt es und schritt wieder nach der Tür. Dort blieb er plötzlich stehen und schnalzte mit den Fingern.

Ich hatte es doch im Gefühl, daß ich etwas vergessen hätte.

Ich bin dem Per Sletten seit Weihnachten einen Liter Brantwein schuldig, den muß ich ihm endlich zurückerstatten.

Ja — a, sagte der Kommiss, hast Du etwas mit, wo wir es hineinfüllen können?

Nein, das habe ich nicht. Hast Du nicht etwas, was Du mit bringen könntest?

Jetzt war auch Opstad hereingekommen.

Was gibts?

Ah, ich wollte einen Liter Brantwein haben, den ich dem Per Sletten schuldig bin, aber ich habe kein Gefäß mit. Kannst Du mir ein solches kleines Einlitergefäßchen leihen?

Haben wir eins? Opstad blinzelte dem Kommiss zu.

Nein, es ist leider keins leer.

Nein, ich dachte es mir, es ist leider keins da.

Jens kratzte sich hinterm Ohr.

Ja, da weiß ich wahrhaftig nicht, was ich machen soll.

Opstad war äußerst dienstbereit.

Ich werde nachsehen.

Er verschwand einen Augenblick, kam aber gleich wieder herein:

Nein, wir haben kein anderes leeres Gefäßchen, als das, was Du gestern abgeliefert hast. Es steht noch drüben im Kontor.

Ja —?

Aber ich kann es nur gefüllt verkaufen — es gibt zu viele Abnehmer.

Ja, das glaube ich wohl. Also ist nichts zu machen.
 Nein, wohl nicht.
 Jenz fraute sich hinterm Ohr.
 Es ist ärgerlich, die Sache anzusehen zu lassen -
 Ja, das glaube ich.
 Aber wir müssen es eben auf ein anderes Mal verschieben.
 Ja, es wird wohl nichts anderes übrig bleiben.
 Na, denn Adieu und schönen Dank.
 Adieu, adieu und glückliche Reise.
 Jenz ging langsam aus der Tür. Opstad stand und wartete
 und sah durchs Fenster.
 Ja, wahrhaftig, Jenz ergriff die Zügel. Jetzt fuhr er auf die
 Straße hinaus. Nein, da hielt er!
 Opstad machte sich irgend etwas zu tun.
 Sogleich war Jenz wieder im Laden:
 Du kannst mir doch das Häppchen auch diesmal wieder borgen.
 Es geht nicht, daß Per noch länger wartet!

(Schluß folgt.)

Welchen Charakter haben die „Wilden“?

Bis in unsere Tage hinein, wo unter den Kolonialpolitikern ein heftiger Streit um die „Seele des Regers“ tobt, hat die Frage nach dem Charakter der Urvölker, Wilden oder Barbaren bei Anthropologen, Philosophen und Geographen das größte Interesse erregt und die verschiedenste Verantwortung erfahren. Besonders das 17. und 18. Jahrhundert zeigten zwei scharf ausgeprägte Gegensätze in dieser Frage: Die Antworten des englischen Philosophen Thomas Hobbes und die des französischen Pädagogen Jean Jacques Rousseau. Hobbes dachte in bezug auf die Menschheit höchst pessimistisch, sah in jedem Individuum einen schrankenlosen Egoisten und erhoffte daher in seinem Staatsideal alles von einer kraftvollen Regierung. Sein Schlagwort lautete: Ohne Staat herrscht Barbarei, und Barbarei ist der Krieg aller gegen alle (bellum omnium contra omnes). Rousseau war ein maßloser Optimist, hielt jeden Menschen, also jedes Kind, für ursprünglich guten Charakters und predigte daher eine lose Demokratie. Sein Schlagwort lautete: Rückkehr zu dem ursprünglichen Naturzustand, und der Naturzustand war von Anfang an ein Stand der Unschuld. Diese beiden Anschauungsweisen werden in großen und ganzen auch heute noch verteidelt - von den Politikern sowohl wie den Gelehrten. Von ersteren sind es selbstverständlich die Vertreter der herrschenden Staats- und Eigentumsordnung, die den Hobbes'schen Gedanken von der ursprünglich „schlechten“ Anlage der Menschen und der ihnen darum notwendigen straffen Staatszucht propagieren. Während auf der anderen Seite der „gute“ Charakter der Wilden bisher immer nur bei den politischen Gegnern der herrschenden Ordnung, bei den revolutionären Politikern seine Verteidiger gefunden hat. Schwieriger liegt die Sache bei den Gelehrten. Hier hat die Lehre Charles Darwins ansehnend den Nachfolgern des Hobbes Recht gegeben. Denn aus dem Darwin'schen Gesetze vom Kampf ums Dasein schien zu folgern, daß aller Fortschritt innerhalb der Menschheit von Anfang an nur durch den gegenseitigen Konkurrenzkampf der Individuen möglich gewesen wäre. In der Tat zogen die meisten Gelehrten diesen Schluß. Man übertrug das, was Darwin von Pflanzen und Tieren gesagt, einfach auch auf das gesellschaftliche Leben, und ein Soziologe wie der Engländer Huxley z. B. erklärte im Jahre 1888, daß nach seiner Ansicht die primitiven Menschen wirklich eine Art Tiger oder Löwen gewesen seien, daß wirklich „abgesehen von ein paar Ausnahmen der Hobbes'sche Krieg aller gegen alle der normale Zustand zu existieren gewesen sei“. Gegen diesen - wie die Gegner sagten - mißverständlichen Darwinismus wendeten sich alsbald - aus den verschiedensten wissenschaftlichen Gründen - andere Vertreter der Naturwissenschaft und Gesellschaftslehre, und man kann sagen, daß heute wohl die meisten Forscher diese einfache Uebertragung der Darwin'schen Gesetze auf die Soziologie ablehnen. Damit ist auch den Wilden eine wissenschaftliche Rehabilitierung ihres „guten“ Charakters ermöglicht.

In einem seiner letzten Werke hat Peter Kropotkin, selber ein hervorragender Geograph und Forscher, die Frage nach dem Charakter der Wilden vom Standpunkt dieser neuen, gegen Darwin sich spröde verhaltenden Soziologie beantwortet und ist dabei zu Resultaten gekommen, die für die Wilden außerordentlich günstig sind.

Die Forscher nämlich, die dem Wilden einen boshaften oder wenigstens rein egoistischen Charakter zuschieben, gingen immer von der Voraussetzung aus, daß die Menschheit ihr Leben in Gestalt kleiner, isolierter, umherstreifender Familien begonnen habe, ähnlich wie die beschränkten und zeitweiligen Familien der großen Raubtiere. Nach den Forschungen der letzten Jahrzehnte wissen wir nun aber positiv, daß das nicht so war. Eine ganz neue Wissenschaft, die der Embryologie der menschlichen Einrichtungen gewidmet ist, hat bewiesen, daß die Familie nicht der Anfang, sondern vielmehr ein sehr spätes Produkt menschlicher Entwicklung ist. (Vgl. die Schriften von Morgan und Friedrich

Engels.) Die ersten Menschen haben nicht isoliert, sondern von Anfang an in Stämmen, Horden usw. gehaust. Aus diesen entwickelte sich allmählich die sogenannte Gentes- oder Clanorganisation und aus dieser erst die Familie.

Wenn aber der Mensch von Anfang an in einem sozialen Verbande gelebt hat, so muß er auch von Anfang an soziale Tugenden entfalteter haben, so kann er nicht das brutale Geschöpf gewesen sein, als das ihn Thomas Hobbes und seine Nachfolger hinstellen. Daß aber der Urmench wirklich nicht isoliert, sondern in großen Horden gelebt hat, das beweisen für die früheste Periode nach der Eiszeit bezw. für diese selber z. B. die gefundenen Flintwerkzeuge, die man nie einzeln, sondern immer in großen Haufen traf. Für die Steinzeit beweisen es die Felsen an der Dordogne (Frankreich), die an einigen Stellen förmlich übersät mit Höhlen sind. Manchmal sind diese sogar in Stockwerken übereinandergelagert, was lebhaft an die Nestkolonien der Schwärben erinnert (Lubbock). Als die Eisstappe, die sich von den Polarländern bis nach Mittel-frankreich, Mitteldeutschland und Mittelrußland erstreckte, weggeschmolzen begann, rückten die Menschen in die Sümpfe und an die Seen, die zurückblieben, heran, und heute finden wir ganze West-stätten mit Flintwerkzeugen, die von der Zahl der Arbeiter zeugen, die zusammenzukommen pflegten. Ebenso beweisen die vielen Muschelhaufen, auf die man in Dänemark stieß, den sozialen Trieb der Urvölker. Sie sind so groß, daß man sie zuerst für natürliche Gebilde hielt. Aber nach Lubbock „enthalten sie nichts, was nicht auf die eine oder die andere Weise dem Gebrauch der Menschen gedient hat.“ Für die Größe der Horden spricht es, daß Lubbock an einem Orte, Reilgaard, nicht weniger als 191 Steinwerkzeuge und 4 Bruchstücke von Töpfereien ausgrub. Am bekanntesten aber sind die Schweizer Pfahlbauten (4 am Genfer See, 32 am Bodensee, 46 am Neuenburger See usw.). Sie beweisen am besten die außerordentliche Arbeitsleistung, die ein friedfertiger Stamm gemeinsam vollbracht hat.

Schon diese wenigen Andeutungen zeigen, daß der brutale Wilde einiger zurückgebliebener Gelehrten und der meisten Kolonialpolitiker nur in der Phantasie existiert. Die soziale Ordnung sorgte ganz von selber und von Anfang für die Ausbildung sozialer Tugenden, die zum besten Lebenserwerb und zur Erhaltung der Art notwendig waren.

Wenn wir nunmehr zur Betrachtung der Wilden übergehen, so zeigen schon die Bushmänner, die mit auf der niedrigsten Kulturstufe stehen, soziale Tugenden der Solidarität, die höchst bewundernswert sind. Im Jahre 1774 wurden 500, 1808 und 1800 3000 Bushmänner durch die Europäer niedergemetelt. Daher kommt es, daß unser Wissen, das von partieller, europäischer Seite stammt, notwendigerweise beschränkt ist. Aber trotzdem wissen wir (aus Nichtenstein's Reisen im südlichen Afrika 1811) daß, als die Europäer zu den Bushmännern kamen, diese friedlich in kleinen Stämmen (Clans) lebten, daß sie gemeinsam jagten und die Beute verteilten, daß sie ihre Verwundeten nie verließen und starke Liebe zu ihren Genossen zeigten. Nichtenstein berichtet eine sehr rührende Geschichte von einem Bushmann, der beinahe in einem Fluß ertrunken wäre und von seinen Gefährten gerettet wurde. Sie zogen ihre Kleider aus, um ihn zuzudecken, und zitterten selbst vor Kälte; sie trockneten ihn ab, rieben ihn am Feuer und bestrichen seinen Körper mit warmem Fett, bis sie ihn zum Leben zurückgerufen hatten. Zwei andere Reisende, Dorchell und Moffat, schildern sie ebenfalls als „gutherzig, uneigennützig, zuverlässig in ihren Versprechungen und dankbar, alles Eigenschaften, die sie nur dadurch entwickeln konnten, daß sie innerhalb des Stammes geübt wurden. Was ihre Liebe zu den Kindern angeht, so braucht ein Europäer, der eine Frau der Bushmänner zur Sklavin wollte, nur ihr Kind zu stehlen; er ist sicher, daß die Mutter das Los des Kindes teilen wird.“

Dieselben sozialen Tugenden charakterisieren die Gotten-totten. K. Kolben hat sie als einer der ersten besucht und gründlich beschrieben, und zwar im Jahre 1731, als der deum-ralisierende Einfluß der sogenannten Kulturvölker sie noch nicht getroffen. Er lobt aufs lebhafteste ihre Geselligkeit und Bereitwilligkeit zu helfen. Wenn einem Gottenotten etwas gegeben wurde, so teilte er es sofort unter alle Anwesenden. Dieselbe Gemahtheit, die bekanntlich Darwin bei den südamerikanischen Feuer-ländern so auffiel. Der Gottenotte, wie Kolben ihn vorfand, ah nie allein. Und wenn er noch so hungrig war, rief er einen Vor-übergehenden herbei, um das Mahl mit ihm zu teilen. Als Kolben sein Erlaubnis äußerte, erhielt er die Antwort: „Das ist Brauch bei den Gottenotten.“ Es ist auch Brauch bei vielen anderen Wilden.

Wenn Kolben ferner ihre Friedfertigkeit und Redlichkeit, ihre pünktliche Gerechtigkeit und Keuschheit rühmt, so sind das nicht die leichtfertigen Äußerungen eines oberflächlichen, modernen Kolonien-besuchers, sondern die auf jahrelangem Zusammenleben fußenden Erfahrungen eines Gelehrten. Weiß zitiert in seiner großen Anthropologie noch drei Gelehrte, die Kolbens Zeugnisse über die Gottenotten vollständig bestätigen.

Ueber den Charakter der Australier finden wir genauen Aufschluß im Bulletin der Pariser Gesellschaft für Anthropologie vom Jahre 1888. Nachdem beschrieben ist, wie auch bei den Australiern die oben erwähnte Clanorganisation herrscht, fährt der Bericht fort: „Das Gefühl der Freundschaft ist sehr stark bei ihnen. Schwache Leute werden gewöhnlich unterstützt, Kranke sehr

gut gepflegt. Die Eltern lieben ihre Kinder, spielen mit ihnen und sind gütlich mit ihnen. Greise werden sehr gut behandelt, nie getötel. Sklaven gibt es nicht." Von den Papuas sagt W. S. Dinks, der sich von 1871 bis 1883 bei ihnen aufhielt: „Sie sind gefellig und heiter. Sie lachen sehr viel und sind eher furchsam als mutig. Freundschaft ist verhältnismäßig stark unter Personen, die zu verschiedenen Stämmen gehören und noch stärker innerhalb des Stammes. Ein Freund zahlt oft die Schulden seines Freundes, wobei sie ausmachen, daß der letztere den Betrag ohne Zinsen den Kindern des Darleihers zurückzahlt. Die Kinder werden sehr gütlich behandelt. Sie haben keine Religion, keine Götter, keine Götzen, keine Regierung. In Fällen des Ehebruchs wird Strafe bezahlt. Der älteste Mann in der Familie ist Richter. Der Boden ist Gemeinbesitz." Und Frisch behauptete 1865, daß „es nie vorkommt, daß der Papua sein Versprechen nicht hält.“ Gebden entstehen meist aus Aberglauben.

Ueber die Feuerländer waren zuerst die übelsten Gerüchte verbreitet. Erst ein paar französische Missionare, die lange unter ihnen wohnten, lernten sie genauer kennen. Sie wußten sich über keinen Akt der Böswilligkeit zu beklagen und lobten die friedfertige Gesinnung.

Die Eskimos bieten uns in mancher Beziehung ein ungefähres Bild der Eiszeitbewohner. Sie wohnen — mehrere Familien zusammen — in langen Häusern, und die deutsche Expedition, die einen ganzen Winter dicht bei einem solchen Hause zubrachte, stellte fest, daß „kein Streit den Frieden störte und kein Jank um die Benutzung dieses engen Raumes entstand.“ Der dänische Forscher Mink schreibt: „Schelten oder auch nur unfreundliche Worte werden für ungebührlich angesehen, wenn sie nicht in der offiziellen Form einer besonderen Art des Prozeßverfahrens vorgebracht werden, nämlich in Form einer besonderen Art von Gesang.“ „Die öffentliche Meinung bildet bei ihnen den eigentlichen Gerichtshof, da die allgemeine Strafe darin besteht, daß die, die sich vergangen haben, vor den Augen des Volkes beschämt werden.“ Selbstverständlich sind Europäer, die im Respekt vor römischem Recht aufgewachsen sind, selten imstande, diese Macht der Stammesautorität zu verstehen — ein Umstand, der die vielen schiefen Urteile auch von gutwilligen Beobachtern wohl erklärt. Welch hohen Grad von sozialem Gefühl endlich setzt die in bestimmten Zeitabschnitten erfolgende Sozialisierung und Kommunitisierung solcher Reichtümer voraus, die sich der einzelne über das ihm bestimmte Maß hinaus erporben hat!

Ein sehr günstiges und auf reiche Erfahrung gestütztes Urteil gibt der russische Missionar Beniaminoff über den sibirischen Stamm der Aleuten ab: „Standhaftigkeit gegenüber Strapazen ist ihr Hauptcharakterzug. Herrscht Hunger, so besorgt der Aleute zuerst seine Kinder. Zuweilen fasset er ihrretwegen. Sie haben keine Neigung zum Stehlen. Versprechen geben sie nicht gern. Wenn aber, dann halten sie es unter allen Umständen. Ihr Morallob ist ebenso verschiedenartig wie streng. Als Schande wird betrachtet: Todesangst, Flehen um Pardon, Angst bei Sturm, Gier beim Essen, Verrat eines Geheimnisses an die Frau, Nennmüßigkeit, auf einer Jagd nicht dem Partner das Beste anbieten, zu seinem Weibe in anderer Leute Gegenwart zärtlich sein usw.“ Dazu sei hinzugefügt, daß zu der Zeit als Beniaminoff schrieb (1840) ein einziger Nord seit dem letzten Jahrhundert in einer Bevölkerung von 60 000 Seelen vorgekommen war, und daß unter 1800 Aleuten nicht ein einziger Verstoß gegen das gemeine Recht in 40 Jahren bekannt geworden war.

Zu diesen Belegen für eine positive Moralität bei den Wilden muß die Ueberlegung kommen, daß ihre sogenannten „Grausamkeiten“ durchaus nicht, wie es oberflächliche Betrachter darstellen, auf einen Mangel an Gefühl oder Empfindung schließen lassen. Wir müssen uns vielmehr vorstellen, daß die Kinderaussetzung z. B. als eine soziale Verpflichtung gegen den Stamm unter dem Druck äußerster Not entstanden ist. Anstatt Moralpredigten zu halten, sollten unsere Missionare lieber dem Beispiel Beniaminoffs folgen: Er reiste in einem elenden Boot jedes Jahr über das Chotskische Meer zu seinen Tschuktschen, um ihnen Brot und Fischgeräte zu bringen. Dadurch hatte er in der Tat dem Töten der Kinder ein Ende gemacht. Dasselbe gilt für das, was oberflächliche Beobachter als „Vatermord“ schildern. Auch diese Sitte entspringt der Not. „Ich liebe anderen das Leben weg: es ist Zeit zu gehen“, sagt der Wilde. Er läßt seine Verwandten zum Abschiedsmahl und geht. Der Tod ist eine soziale Pflicht gegen die Gemeinschaft geworden.

Wenn westeuropäische Gelehrte auf diese Dinge kommen, sind sie absolut unfähig, zu ihnen Stellung zu nehmen. Sie entrüsten sich. Aber wenn diese selben Europäer einem Wilden sagen wollten, es gäbe Leute, die äußerst liebenswürdig seien und ihre Kinder liebten, ja die so gefühlsvoll seien, daß sie weinten, wenn sie im Theater ein Unglück sähen, und diese leben Leute lebten in Europa nicht weiter als einen Büchschuß entfernt von Höhlen, in denen Kinder aus bloßem Mangel an Nahrungsmitteln zugrunde gehen, würde der Wilde sie etwa verstehen können?

Es wäre eine ermüdende Wiederholung, wenn wir noch mehr Beispiele aus dem Leben der Wilden geben würden. Ueberall, wohin wir gehen, finden wir dieselben gefelligen Sitten, denselben Geist der Solidarität. Der Wilde ist keine wilde Bestie, die isoliert den Kampf aller gegen alle führt.

Kleines feuilleton.

Geologisches.

Die stoffliche Zusammensetzung der Erde. Ueber den physikalischen Zustand des Erdinnern sind wir einigermaßen unterrichtet; wir kennen das spezifische Gewicht der Erde, ungefähr gleich dem des Eisens, und wissen, daß der glühende, stark überhitzte Erdkern wie eine feste, starre Masse mit den Eigenschaften eines gasförmigen Körpers ist. Die stoffliche Zusammensetzung des Erdinnern läßt sich vor allem auf Grund der vulkanischen Gesteine erkunden, die aus feurig-flüssigem Magma erstarrt sind. Hierbei fällt sofort eine große Ungleichmäßigkeit auf; zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sind ganz verschiedene Gesteine mit ganz verschiedener Zusammensetzung entstanden. Stübel war es besonders, der diese Erscheinung darauf zurückführte, daß die vulkanischen Schöte nicht oder nur in den seltensten Fällen mit dem Erdinnern in Verbindung ständen, sondern nur in einzelne kleinere, in ihrer Zusammensetzung verschiedene Magmanester hinabreichenden, die bei der Erstarrung der Erdkruste zwischen einzelnen Schollen zurückgeblieben seien. Daß eine solche Annahme nicht durchaus notwendig ist, sucht Prof. Alfred Bergs in einem Aufsatz in den „Mitteilungen der Münchener Geographischen Gesellschaft“ nachzuweisen. Nach seinen Ausführungen ist das Magma eine heiße Lösung, in der sämtliche auf der Erde vertretenen Elemente vorhanden sein dürften, in der aber schon vor der völligen Festwerdung, wenn sich Gelegenheit bietet, eine Auswanderung von allerlei Verbindungen in Form von Gasen stattfinden kann, die unter Umständen den Anlaß zur Minerabildung geben. Je nachdem infolge der Lagerungs- und Druckverhältnisse mehr oder weniger gasförmige Verbindungen vor dem endgültigen Festwerden des Magmas entweichen können, wird auch die Struktur und die Zusammensetzung des erstarrten Gesteins eine andere sein. Wenn also auch z. B. die Auswürflinge von Vesuv und Vezna verschieden sind, so ist es doch nicht nötig, für jeden dieser Vulkane einen besonderen Magmaherd anzunehmen, ihre Schöte können vielmehr das Material verschiedener differenzierter Teile aus ein und derselben Magmazonen zutage fördern.

So ließen sich auch die auffallenden Erzausfonderungen erklären, die fast stets an eruptive Gesteine gebunden sind, aber in ganz benachbarten Gebieten mit denselben Erstarrungsgesteinen nicht vorkommen. Zinnerze finden sich z. B. nur im Zusammenhang mit Granitstöden, aber nicht alle Granite enthalten Zinn. Im sächsisch-böhmischen Erzgebirge und auf der Halbinsel Cornwall befinden sich die bedeutendsten europäischen Zinngruben; aber in den gleichartigen und benachbarten Gebirgsmassiven, dem Thüringerwald, Harz, Schwarzwald und Vogesen, ebenso in den skandinavischen Graniten ist bis jetzt keine Spur dieses Metalls gefunden worden. — Gold- und Silbererzgänge erscheinen fast stets in Verbindung mit den Produkten tertiärer Vulkane, aber immer nur in gewissen Zonen, so in den jungvulkanischen Gebieten Ungarns und Siebenbürgens, in Mexiko und dem ganzen westlichen Nordamerika, auf Neu-Seeland und in Australien. Selten kommen aber beide Metalle in derselben Gegend gleichzeitig vor. So enthalten die Gesteine am Innenrand der Karpathen ziemlich viel Gold, aber nur vereinzelt Silbererz. Alaska und Kalifornien bergen reiche Goldlager, in dem südlich anschließenden Mexiko findet sich aber — ebenso wie in Bolivia — in einer an 800 Kilometer langen Zone fast ausschließlich Silber. Auch die Quecksilberlagerstätten im südlichen Ostlana und in Kalifornien stehen ihrer ganzen Lagerung nach in engem Zusammenhang mit der früheren eruptiven Tätigkeit in diesen Gebieten. —

Aus dem Tierreiche.

Riesen unter den Ostseefischen. Das Reichsmuseum in Stockholm beherbergt ein seltenes Exemplar des Ostseedorsch, das im September des vorigen Jahres in einer Nacht bei Elgöfjard von der Nacht „Venus“ aus flachem Wasser in der Nähe der Oberfläche bemerkt wurde und von einem ausgefegten Boote gefangen werden konnte. Das Tier maß vom Kopf bis zum Ende der Schwanzflosse nicht weniger als 122 Zentimeter und hatte ein Gewicht von 185 Kilogramm. Wie die „Schwed. Fischzeitung“ berichtet, ist dies Riesene Exemplar das größte, das bekannt geworden ist. Am 1. Dezember 1896 wurde bei Verbmö ein Dorsch gefangen, der bis dahin als der größte galt. Er maß 114 Zentimeter. Im Vergleich zu den Dorschen der Nordsee zeigt der Ostseedorsch gewisse Eigentümlichkeiten des Körperbaues, besonders in der Gestaltung der Schwanzwurzel, die bei ihm viel ausgeprägter und spitzer ist. Auch die Stellung der Bauchflossen ist für die Ostseedorsche charakteristisch. Sie liegen weiter nach vorn als bei ihren Vettern von gleichem Körpermaße aus der Nordsee. Es ist durch diese Untersuchungen deutlich bewiesen, daß die Ostsee eine ihr eigentümliche Rasse von Dorschen beherbergt, die sich nicht durch Einwanderung rekrutiert und daß diese Rasse Exemplare von ganz bemerkenswerter Größe hervorzubringen vermag. Bistweilen mögen sich die beiden verschiedenen Rassen in einzelnen Kennzeichen einander sehr annähern. Es sind jedoch stets gewisse Eigentümlichkeiten nachzuweisen, die beide Rassen unterscheiden.